

857 Das entfesselte Schicksal.

Roman von Edouard Rod.

Herr Perron blieb mit offenem Munde stehen. Mätressen, Herzoginnen, rote Schube zerstoben vor seinem Geist wie aufgeschauerte Vögel. Die Wirklichkeit machte ihre Rechte geltend. „Warten Sie ab!“ sagte er mit einem Anflug schlechter Laune; „dieser Prozeß bietet zahlreiche Ueberraschungen, vielleicht waren das noch nicht die letzten.“

Er drehte der Landschaft den Rücken und führte seine Gefährtin zu dem Apoll-Bassin an den Rasenflächen vorbei, die mit Kegel- und pyramidenförmigen Bäumen bepflanzt waren.

„Ja,“ rief sie, „es ist zu Ende, ich fühle es . . . Ich ahne viele Dinge voraus. Man hat zu deutlich gesehen, daß er unschuldig ist!“

„Das ist das Resultat solcher Zwischenfälle,“ rief Herr Perron. „Sie beweisen nichts, aber sie üben eine gewaltige Wirkung aus. Und das ist die Freisprechung! . . . Wenn Sie ahnten, gnädige Frau, wie die Geschworenen unlogisch, überraschend und launisch urteilen.“

„Gott, Gott, was für eine Einrichtung! . . .“

In diesem Augenblick kamen d'Arvoise und Choffart von der Allee de l'Été her. Sie gingen an dem Paare vorbei und waren so in ihre Unterhaltung vertieft, daß sie es nicht sahen. Herr Perron fing einige Worte von d'Arvoise auf:

„Eine verderbliche Einrichtung wie alle, die uns die Demokratie auferlegte . . .“

„Ich wette, die sprechen auch von den Geschworenen,“ sagte er. „Bei jeder etwas schwierigen Angelegenheit werden Unvollkommenheiten festgestellt, aber man hütet sich, daran zu rühren. Ich sage Ihnen das im Vertrauen. Wenn das jemand hörte, würde es meiner Karriere schaden.“

Als sie in das Gehölz durch die untere Pforte eingetreten waren, durchschritten sie eine vereinsamte Allee. Die Zweige und Bäume formten sich wie zu einer grünen Wiege, junge Triebe gaben ihr einen hellen Ton. Die Bänke waren verlassen, aus der Ferne unterbrach Kindergeschrei die Stille.

„Nun, dieses Mal werden die Geschworenen recht haben,“ antwortete Frau Kharb. „Ihnen fehlt Ihr Verus eine falsche Brille auf: alles ist schuldig, ja, Sie sehen alles in der Farbe Ihrer Talare: schwarz. Wäre Vermantes ein Mörder, würde diese Frau ihn nicht so lieben!“

„Solch ein Verweis ist echt weiblich! Wo würde die Gesellschaft hinkommen, wenn auch Frauen Geschworene würden. Sowie der leiseste Liebeshauch über den Angeklagten hingeleitet . . . nichtschuldig! Liebe gnädige Frau, es wird schon zehnmal zu viel freigesprochen, der Sicherheit aller zum Schaden. Die schlimmsten Missetäter haben immer noch eine Aussicht, ihrer Strafe zu entgehen; das wissen die Lumpen auch recht gut, deshalb gibt es so viele. Feinfühligte Seelen, wie Sie, haben nur mit den Mördern Mitleid . . . Wenn Sie manchmal an die Opfer dächten . . .“

Die Grotte hatte in ihrer Anmut etwas Lächerliches: mit ihrem Gott, den Mäusen, den Werben, den ganzen weißen Tritonen waren sie wie eine Kokos-Bisition mit einer Spur Romantik, ein Stück Olymp zum Vergnügen der Defer Florians ausgeschnitten. Baronin Kharb schlug bewundernd die Hände zusammen:

„Ach, wie reizend, entzückend, wundervoll!“

Sie setzten sich auf einen mit Moos überzogenen Steinblock, einem Springbrunnen gegenüber, von Seerosen und Wasserpflanzen umgrünt. Herr Perron wollte über Mythologie plaudern: von Apoll, dem Gott der Kunst, von Wissenschaft und Schönheit, aber er hatte mit diesem Thema nicht mehr Glück als mit Muffets Versen; seine Gefährtin schnitt ihm das Wort ab und kam auf Vermantes zurück:

„Wie groß muß die Liebe dieser Frau für ihn sein, daß sie vor all die Männer trat . . . Zu sagen, was sie gesagt hat! . . . Sie kannte weder Furcht noch Schande. Sie senkte nicht die Augen. Oh, was für ein Mut . . . Ich an ihrer Stelle würde gezittert haben . . . Aber glauben Sie mir, ich hätte ebenso gehandelt.“

„Sie hat nur zu lange gewartet,“ erwiderte Herr Perron. „Wenn ihr Gatte log, wenn sie es wußte, wenn sie ihn rechtfertigen konnte, weshalb hat sie nicht früher gesprochen . . .“

zum Untersuchungsrichter zum Beispiel . . . Es hätte weniger Skandal verursacht, es wäre nicht geschossen worden . . . und alles hätte in einer gemüthlichen kleinen Scheidung seinen Abschluß gefunden.“

Frau Kharb wurde durch die Trockenheit der Auffassung unangenehm berührt.

„Ach, Herr Perron, das war nicht so leicht,“ rief sie. „Wir Frauen wissen nie, welchen Weg wir einzuschlagen haben, wenn wir in solche Männergeschichten verwickelt sind. Dann sind wir auch leichtsinnig und denken: „Das kommt schon wieder in Ordnung!“ . . . Ja — so sind wir nun einmal . . . Frau d'Entraque hat sich gesagt: Es muß sich ja erweisen, daß er unschuldig ist, denn dazu ist das Gericht da. Als sie aber merkte, daß man nichts sah — sie verbesserte sich mit einer Spur Malice — „daß „Sie“ nichts sahen, ich meine, daß die Richter und Sie ihn verurteilen würden . . . da sagte sie sich: Jetzt sind sie verblendet, nur ich allein kann „ihn“ noch retten. Ich stehe für ihn ein. Darauf ist sie hingegangen und hat gesprochen . . . Beim Untersuchungsrichter, wie Sie sagen, hätte man ihr vielleicht keine Aufmerksamkeit geschenkt . . . Der Richter hätte Vermantes nicht in Freiheit gesetzt . . . Da wären noch alle Arten von Formalitäten zu erfüllen gewesen, und Verhöre hätten stattgefunden. Während es hier, vor dem Gericht und dem Publikum, bum . . . wie ein Kanonenschuß wirkte! Alle hören und verstehen es, und den Ausflüchten sind die Möglichkeiten genommen.“

Herr Perron war von der Richtigkeit dieser Bemerkung betroffen.

„Die Menge ist wie die Frau,“ dachte er, „die Frauen kennen sie besser als wir.“

Er sagte:

„Es ist wahr. Beim Untersuchungsrichter hätte das Dementi weniger gewirkt. Alles war mit Brévine vereinbart. Dieser Teufelskerl kennt alle Fädchen!“

Diese Hypothese, die Frau d'Entraque herunterzog, beleidigte Frau Kharb noch mehr, und empört rief sie:

„O, Herr Perron, wie können Sie das nur sagen . . . Sie sehen doch gar nicht so böse aus, wenn Sie nicht in Ihrem schwarzen Talar sind. Vergreifen Sie, was das heißt, wenn eine Frau liebt? Wie von einem Sturmwinde wurde sie geschüttelt, alle ihre Gefühle gingen durcheinander, sie wußte nicht mehr, was sie tat, sie konnte nicht mehr urteilen, nicht denken, nur eins war ihr klar, daß ihr Geliebter im Gefängnis saß, daß Sie alle ihn töten wollten, und daß sie ihn nie wiedersehen würde. Da ist sie gelaufen, hat alles über den Haufen geworfen . . . um ihn zu retten.“

„Aber sie hat sich doch mit Brévine verständigen müssen, nicht wahr?“ erwiderte Herr Perron. „Sie ist gelaufen . . . Na, wohin ist sie denn gelaufen? Und die Art, wie Brévine d'Entraque verhört hat, zeigt doch sehr klar, daß er einig mit ihr war . . . Deshalb sage ich Ihnen, daß alles ausgeklügelt war.“

Sie stand heftig und errötete auf.

„Schweigen Sie jetzt, Herr Perron. Ich muß sonst denken, daß Sie gar kein Verständnis für Liebe haben. Nein, zweifellos haben Sie das nicht! Sie sind nicht wie dieser Vermantes! Man hat ihn eingesperrt. Er hat nichts gesagt, seine Papiere hat man durchstöbert und nichts gefunden. Man hätte ihn auf den Scheiterhaufen führen können, und er hätte den Mund nicht geöffnet. Sein Leben, seine Ehre, alles opferte er, ja alles hat er für seine Liebe hingegeben. Und hinterher sagen Sie: das ist kein anständiger Mensch! Ich sage Ihnen, er ist noch mehr als das. Und alle Frauen werden dasselbe sagen!“

Sie schlug mit der Spitze ihres Sonnenschirmes auf den Stein, auf dem Herr Perron sitzen geblieben war, und blickte ihm gerade ins Gesicht mit ihren grünen Augen, aus denen Begeisterung, Härlichkeit und Born leuchteten, eine Welt von bunten, fast wilden Gefühlen.

Er erhob sich und streckte die Waffen:

„Vielleicht haben sie recht, meine Gnädigste. Wir Männer urteilen nach unserem Verstand. Gewohnheitsfachel! Die Frauen richten mit der Vernunft des Herzens, die mit der wahren Vernunft nichts zu tun hat, wie Pascal sagt. Vielleicht sind sie die besseren.“

„Oh, nicht vielleicht, Herr Perron — bestimmt!“

Schweigend kletterten sie den kleinen Felsen hinauf. Oben machte Herr Perron die Bemerkung, daß die Alpennachbildung sehr gut gelungen wäre. Frau Rharb antwortete nicht. Sie gingen aus dem Bosset durch die Allee der „Trois-Fontaines“, aber plötzlich blieb sie stehen und fragte mit veränderter Stimme:

„Glauben Sie, Herr Perron, daß sie sterben wird?“
 „Wie kann ich das wissen? Ich hörte den Arzt sagen, daß die Verwundungen ernst zu sein scheinen. Das ist alles. Sie war ohnmächtig. Wenn Sie wollen, benachrichtige ich Sie morgen!“

Frau Rharb machte einige Schritte, ohne zu antworten, dann blieb sie wieder stehen und sagte, die Hand auf den Arm ihres Gefährten legend:

„Wie glücklich ist sie, wenn sie stirbt! Sie hat den Mann, den sie liebt, gerettet, was soll sie nachher noch auf Erden, wo alles so häßlich ist? Die Scheidung, ein Prozeß mit ihrem Mann, die bösen Zungen, die sie zerpflücken werden . . . Dann wird man immer älter, die Liebe flieht . . . Sie ist jetzt so glücklich, Herr Perron . . . Nein, nein, ich beklage sie nicht mehr . . . Nur möchte ich, daß sie ihn noch einmal wiedersehen könnte . . . Ihn wiedersehen und dann die Augen für immer schließen . . . Das ist alles, was ich ihr wünsche . . .!“

„Sie sind ein wenig romantisch, gnädige Frau! Oh, ich mache Ihnen keinen Vorwurf daraus, ich finde es reizend . . . Das Wahrscheinlichste ist trotzdem, daß sie gesund werden wird . . . Man wird ihren Freund Vermantes freisprechen . . . Sie werden einige Monate zusammen reisen, dann wird einer des andern überdrüssig werden. Ach, was schadet's aber . . . Sie werden selige Stunden miteinander genossen haben . . .“

Sie kamen an der Ecke der Neptunfontäne heraus, deren Wasser im Sonnenglanze schimmerte. Dort ist es immer voll von Menschen und Lärm. Aus einer Gruppe erklangen lebhafteste Stimmen: Chaussy, Balens, Aline und Lola waren zusammen. Die beiden Männer gingen voraus, Chaussy gestikuliert aufgeregt und sprach laut. Balens hörte unbeweglich zu, die Hände auf dem Rücken, ein höhnisches Lächeln auf dem Jaungeficht. Ohne sich um ihre Begleiterinnen zu kümmern, unterhielten sie sich. Diese folgten ihnen in einiger Entfernung. Sie hatten kein Interesse mehr an dem Gespräch, ihre Erregung dauerte nie lange. Sei waren bei Frau d'Entraques Aussage gepackt gewesen. Lola hatte sogar einige Tränen vergossen. Als d'Entraque auf seine Frau schloß, waren sie dazugeeilt und hatten sich nicht von den Herren zurückhalten lassen, sie schrien mit der Menge mit. Aline konnte kein Blut sehen und wurde fast ohnmächtig. Der Geruch verfolgte sie noch mindestens zehn Minuten, dann verflüchtigte sich der Eindruck. Jetzt sprachen sie über die Toiletten, die sie im Saale gesehen hatten. Von Zeit zu Zeit horchten sie auf ein großes Wort Chaussy's: „Warum dieser . . . von Präsident diese . . . hatte sprechen lassen? Verpflichtete ihn seine uneingeschränkte Machtvollkommenheit, „Amen“ zu alledem zu sagen, was diese Affen von Advokaten forderten, die Regier weiß wuschen? Schweigen hätte diese . . . müssen, oder der Sittenpolizei angezeigt werden! . . . Denn ist es erlaubt, sich vor dem Publikum derartig zu enthüllen?“

(Fortsetzung folgt.)

Die Fockshot'.

Von Hermann Horn.

Das Dreimaßvollschiff hatte eben die Anker gelichtet, nachdem es noch Ladung auf der Elbe eingenommen, und ward nun von einem kleinen Dampfer dem Meere zugeschleppt. Die schwere Krosse hing in weitem Bogent zu dem Schlepper hinüber, der von Zeit zu Zeit seine Sirene heulen ließ, geschäftige Dampfwolken ausstieß und schon das Topplicht in der Dämmerung angestedt hatte. Der Segler glitt still dahin und stieß nur von Zeit zu Zeit stolpernd mit der Nase nach vorn, wenn der Schlepper ungleichmäßig anzog. Die Kühle des Abends ging in einen steifen Zug über, der das Wasser aufblies, daß es zu zittern begann.

Der Kapitän und der Lotse gingen auf Achterdeck am Ruder, der eine von dieser, der andere von jener Seite, hin und her.

„Sollen wir nicht das Focksegel beisehen, daß das Schiff stetiger liegt?“ fragte der Kapitän, der ein Hochdeutscher war, da sie sich trafen.

„Lot uns noch en beien warten,“ meinte der Lotse, ohne recht zu wissen, warum. Dann gingen sie weiter hin und her.

Der Kapitän war spät an Bord gekommen und hatte noch einen jungen Matrosen mitgebracht, schwarz und braun. Man hatte ihm geholfen, seine Seemannskiste, den Sack und die Seegrasmatratze aus dem Boote zu hissen. Dann war er selber im blauen Land-

gehzeug flink heraufgeklettert und hatte Hand angelegt, seine Sachen ins Logis zu tragen.

In die freie Koje hatte er seine Matratze und den Sack geworfen, die Kiste davor gestellt und sie geöffnet. Er holte eine Flasche mit Schnaps und ein Kistchen mit Zigarren heraus. Die stellte er auf den Tisch, der um den Mast lag, mitten im Mannschaftsraum. „Wer en Zigarren schmoiken will, man immer to! Da is of en lütten to trinken!“

Dann hob er seinen Fuß auf die Kiste und zog sich die Lederschuhe aus, während ein paar, die da waren, sich bedienten.

„So,“ sagte er, „nu kann 't ja wieder vor'n Jahr in 't Joch ringehen! — Is dat en Leben!“

Aber er kleidete sich flink um, leerte den Sack in die Koje, stopfte einen Kalkstummel aus einem geschneizten Tabaklosten und setzte sich auf seine Kiste. Da saß er eine Weile mit gekrümmtem Rücken, die schottische Mütze über den Ohren, rauchte und guckte vor sich hin auf die Lampe, die leicht schaukelte.

Man frug ihn, wie lange Fahrt er gehabt habe, wie lang er jetzt an Land gewesen. Vierzehn Tage sei er an Land gewesen, nach achtzehn Monaten Reife. Sie hätten ihm sein Geld nicht lange gelassen, die anderen seufzten leise dazu wie zu einer selbstverständlichen Sache, und er lacht fröhlich. Wie das Schiff wieder stampft, horcht er auf und seine Rippen blähen sich ein wenig.

„Der Masten stampft,“ sagt er, „da möt wi wohl bald die Fock beisetten. — So will id mal en beeten an Deck schauen!“

Draußen ist es jetzt völlig dunkel. Man kommt an einer Barke vorbei, die Anker lichtet, um in den Hafen geschleppt zu werden. Die Leute singen, während man sie um das Ankerspüll trampeln hört.

Es moßt ein Mädchen früh aufstehn,
 Dreiviertelstund vor Tagen.

Die gehn heim, den Lichtern und Freuden Hamburgs entgegen aus der Dunkelheit.

Der Wind hatte Kraft bekommen und schmeißt Hagelkörner.

Da hört man des Lotsen Kommando vom Achterdeck: „Die Raas an de Bind, Grotmarsseil und Fock bei!“ „Grotmarsseil und Fock bei!“ antwortet's aus allen Ecken und Enden. Dunkle Gestalten lösen sich aus schwarzen Massen; der zweite Steuermann kommt gelaufen: „Vorant, Jungens, an die Vadbordbrassen!“

Die Tauen latschen an Deck, einer „singt aus“, diese wilden Raubvogelschreie der Matrosen, mit denen sie an den Tauen ziehen. Oben die Raas beginnen an den Stengen zu wirren, sie drehen sich schwindend in den Lüften, die Leute laufen schreiend mit den Tauen über Deck. Alles ist in Musik erhoben. Der zweite Steuermann, der auf der anderen Seite die Drassen reguliert, „singt aus“: „So gut, boys — so gut, boys — gif hem noch en — that will do —“

Dies erste Stück ist zu Ende, man schießt sich an, aus seiner Erregung zum zweiten überzugehen.

Der Steuermann schießt seine Leute zum Segelosmachen in die Banten. „Zhr zwei,“ sagt er zu diesem zuletzt gekommenen Matrosen und einem schweren, großen Mann im Dehous und Südwesten, „molt man de Fockshoten klar!“

Einen Augenblick blickten die beiden nach der mächtigen untersten Raa des Vordermastes, woran das Focksegel ist. Die Tawe, an denen die Schoten rechts und links festgemacht werden, hängen wie baumelnde Schlangen in der Dunkelheit. Dann stapfen sie los.

Der Neue hat eben ausgefungen. Seine Sinne haben sich der Musfipiece geöffnet, seine Bewegungen ihr untergeordnet. Es ist etwas Gebüdetes, Jurlichhaltendes, zum überlegten Sprunge Bereitetes in ihm, während seine Augen beobachten und wandern.

Der andere ist ein Klog in seinem schweren Delzeug, schweigend und für sich. Er wendet sich eigenstnig ab, wie der andere den Plan der Verhaltung gibt.

Es gilt, die Schoten, die der Kraft des Windes wegen aus einer Art Flaschenzüge bestehen, festzumachen. Ein Tauende außen an der Schiffswand, das andere innen. So kann das Tau kunstvoll durch den Flaschenhals laufen und dem geblähten Segel doppelte Kraft entgegensetzen.

Jeder sollte ein Ende bedienen. Der Neue das außen, der Schwere das innen festmachen. Während der also über Bord klettert und da außen arbeitet, reißt der andere wild und stark an seinem Teil und macht ihn fest.

Dann stapft er hinüber nach Vadbord, zur anderen Schote, ohne nach dem Kommenden zu sehen.

Wieder zieht er bereits an seinem Ende, das auch über rollende Scheiben läuft, aber der sinke Neue wird mit seinem nicht fertig. Der schwere eiserne Ring, an dem es eingelassen werden soll, ist verrostet und bricht um. Das Ende fliegt ihm aus der Hand ins Wasser, während von oben schon die weiße Leinwand des Segels flutet. Sie rauscht und bläht sich flatternd im Wind. Der schwere, eisengefüllte Zipfel des Segels fliegt einmal nach oben, wird nach rückwärts geworfen und strafft das Segel mit donnerndem Knall.

Der Neue ist flink an Bord geklettert. Er hebt vor Lust.

„Nach dien End saß,“ schreit er, „wie möt dat annere of binnen Bords an de Reegling festmaken!“

Er steht und lauert, um sein Ende zu fassen, das schwer in der Luft haumelt.

„Ach wal“, sagte der andere verächtlich und holt sein Ende ein, und jetzt, wie der andere sein Ende zu fassen kriegt, reißt er's ihm aus den Fingern. Der Neue schwanzt einen Augenblick, will noch

einmal zugreifen, greift daneben in die schwarze Luft und fällt mit einem hellen, lauten Schrei über Bord.

„Hö!“ macht dieser Kloz erstaunt, „verdammt od!“ — Dann zieht er mit riesigen Kräften die Schote an, bis das bide andere Ende krachend sich oben am Zipfel des Segels im Flaschenhals verfangt, macht das Tau fest und springt dröhnend das Deck entlang.

Weiter achtern sieht er einen Arm aus dem gegen die Außenwand schäumenden schwarzen Wasser auftauchen, nach dem wirft er eine Rolle Tau.

„Was ist los?“ schreit der zweite Steuermann, denn man hört die Marsraa.

„Ja weet nicht,“ sagt der Schwere, „der Neue da is ja wohl über Bord gefallen. — Ja hef em schon en End toschmeten?“

Der „Zweite“ will sich drehen und über Bord schauen; da taucht schon die schottische Mütze des Neuen über Bord, und dann steigt er selber langsam an Deck mitten unter die anderen, die sich gesammelt haben.

„Junge, Junge“, sagte er, „is di dat Water kold“, — und lacht und schüttelt sich.

„Ja, wie kommen Sie denn da rauf?“ fragt der Steuermann.

„Ja hef em en End toschmeten“, sagt der Kloz.

„Wat — en End toschmeten?“ — „Op em Kopp heft du mi Tau-wark schmeten, as id de Fallreep rop läm. En Glüd, dat sie butten Bords hing, und id se to fassen kreeg!“

Der Kapitän ist auch dazu gekommen.

„Wie ist denn das zugegangen?“

„Ja,“ sagt der Neue, „de Schökel von de Fodschot war ja wohl entzwei gegangen, und as id dat End to fassen kriegen will, um et binnen Bords an de Reegling fest to machen, da rit et mi he ja wohl ut de Fingers, und id bin über Bord gangen.“

„Ach wat,“ sagt der Schwere verächtlich aus der Dunkelheit, „wenn id dat nicht thon hält, wär de Fod in Stücken gegangen!“

„Junge,“ lacht der Neue, „dat hält id sehen mögen! Und nun schlüppt dat anaer End durch de Bloed, und dann hat et de Fod erst recht in Stücken!“

„Schnaed,“ sagt der Schwere, „da ist Eisen in dat End einspült, dat kann nicht durch.“

„Na,“ schaltet der Kapitän ein, „laß man gut sein, lassen Sie sich 'nen Grog brauen und ziehen Sie anderes Zeug an!“

„All right!“ sagt der Neue, „dat is nich schlecht, Dank ol, Kapitän,“ und geht zur Kombüse.

Da steht auch der Schwere, und er sieht ihm zum erstenmal ins Gesicht, das in dem Schen steht, der aus der offenen Küchentüre kommt. Das Gesicht hat dicke, rote Waden und über einer großen, fleischigen Nase liegen hinter blonden Wimpern die zwei Augen; sie blicken starr und steif geradeaus, als müsse sich der Kopf um sie bewegen. Der Mann ist groß und breit über der Brust, daß er den Delrock kaum darüber getrieget hat.

Der Neue sieht ihm einen Augenblick neugierig ins Gesicht, wie er beim Koch den Grog bestellt, der Schwere sieht ohne zu zuden, geradeaus.

„Na,“ sagt der Schlanke dann zu dem Weismütigen, „dat Pulver hat de Kloz och nich erfunden!“

Und aus der Dunkelheit lachen einige.

Drauf geht der Neue ins Logis und zieht sich um. Grad' sitzt er mit seinen Füßen baumelnd auf seinem Kojentrand und trinkt ein paar anderen mit dem Grog zu, den der Koch eben gebracht hat, da kommt der Schwere zur Tür hereingestapft.

Er bleibt stehen, guckt sich um und fragt einen: „Wo is de nū Matros, de über Bord fallen is?“

„Da is he,“ sagt der, und guckt den andern, das Glas in der Hand, aufmerksam an — „wat willst Du von ihm?“ —

„Oh,“ der Schwere drauf, „ich will di man bloß en beetn an de Schnut hanen, von wegen dat Pulver erinneren.“

Die Mannschaft lacht und weiß nicht, was sie davon halten soll. Aber der Neue kennt sich besser aus. Nüchtern wirft er das Glas zu Boden, und wie der Schwere mit erhobener Faust nach ihm springt, beugt er sich vor, schlingt den Arm um dessen Hals und drückt den dicken Kopf fest an sich, daß der andere kaum mehr schnaufen kann. Zugleich preßt er ihm den Stiefel in den Leib.

Der Kloz stößt ein Gebrüll aus wie ein zorniger Seelöwe. Dann schweigt er und kämpft keuchend, den Kopf aus der Schlinge zu kriegen. Aber der Arm sitzt fest, und der Neue verfolgt still, was der andere will. Der ist mit den schweren Stiefeln auf die Seeliste heraufgekommen und beugt sich in den Kniekehlen, um nach oben zu fahren und den Kopf des anderen gegen die niedere Decke des Raumes zu stoßen.

Wie er aber nach oben fährt, hat der den Kopf auf die Seite geworfen, und er rennt sich den eigenen Schädel gegen die Kante eines Balkens. Er taumelt betäubt zurück, das Blut rinnt ihm in Strömen aus den Haaren und er legt sich schwer auf eine Seeliste. Von Zeit zu Zeit streicht er sich mit der Hand über den Kopf und betrachtet das rote Blut, das an ihr klebt.

„Wat is dat,“ fragt ein Matrose, „hat he Dich stoßen?“

Der Neue hat seinen geschinigten Tabakkasten hervorgezogen und zündet sich seinen Ralkstummel an.

„Ne“, sagt er, eine Wolke rauchend, „dat hat he sich selv tan!“

„Is dat wahr?“ fragt der Matrose.

„Ach wat,“ sagt der Schwere, „id weet nich, et ward ja wohl so fin.“ Er erhebt sich und tappt zur Tür hinaus.

Der Neue und der Schwere kamen jeder auf eine andere Wache und hatten nicht viel miteinander zu tun. Aber an einem hellen

Sturmtag bei Kap Horn hatten beide Wachen das Schiff, das vor den grünen Kiesenwellen beige dreht hatte, über ein anderes Segel gelegt, und sie kamen doch miteinander ins Gespräch.

Der eiserne Ring außenbords war nun an der anderen Fodschote geplatzt und mit vieler Mühe, nachdem man erst das Segel aufgegeit hatte, war das andere Ende, so wie es seinerzeit der Neue hatte machen wollen, einstweilen innenbords an der Keeling festgemacht worden.

„Kiel,“ sagte der Neue zu dem Schwere, „so wird dat gemacht!“

„Wat,“ sagte der und fuhr auf, „dat geht auch den annern Weg!“ Mit einem Ruck warf er das eine Ende vom Nagel, sprang dann auf die Keeling, ergriff das andere Ende und warf seine gewaltigen Kräfte darein, sich weit hinten überbiegend.

Das Fodsegel holte aus in dem Sturm, der aus einem weiß glitzernden Streifen des Horizonts wehte, und das Ende mit dem eingespülten Eisen verfang sich krachend da oben im Zipfel des Segels, wo der Block des Flaschenhalses hängt. Aber die Kräfte des Schwere hielten aus. Vielleicht hätte er's niedergezwungen; schon schwang sich der Neue, dem Augenblick gehorchend, auf die Keeling, um ihm zu helfen, da sprang da oben der Block in Stücke und das Tauende schlüpfte heraus. Donnernd schlug das Segel in die Luft, und der Schwere, der nichts mehr zu halten hatte, fiel mit einem Ueberholten des Schiffes ins Wasser.

„Mann über Bord!“ rief der Neue mit heller Stimme und ergriff ein zusammengerolltes Tauwerk.

Der Schwere schwamm mit seinen roten Waden und seinen gerade blickenden Augen schier in gerader Linie mit der Keeling des tief überholenden Schiffes in dem grünen Wasser, keine zwei Meter von dem Neuen, auf die Bordwand zu.

„Jaß das End,“ schrie der Neue, und warf es nach ihm.

„Wat,“ sagte der — und seine Augen blickten geradeaus, „id brul' Din End nich!“ — und er steuerte auf das Schiff zu, wo vielleicht die Fodschote noch über Bord hing.

Im selben Augenblick holte das Schiff nach der anderen Seite über und vertief die Höhe dieser Welle. Der Schwere wurde vor den Augen des Neuen hoch in die Höhe gehoben, als wolle er Straks mit seinen roten Waden und den gerade ausblickenden, hellen Augen in den Himmel fahren. Einen Moment hielt sich der Kopf dieses Seemanns auf der Höhe der Welle, allen sichtbar, dann sah ihn niemand mehr.

Der Kapitän kam vom Achterdeck nach dem Mittschiff, wo das Wasser in weißer Gischt hin und her rollte. Das Fodsegel knallte in seinen letzten Fegen an der Raa.

„Wie ist denn das zugegangen?“ fragte er den Neuen.

„Ja weet nich,“ sagte der, „er wollte ja wohl de Fodschot festhalten, und da fiel he von Bord.“

Warum wir Obst essen.

Eine furchtbar simple Frage das: warum wir Obst essen! Weils uns eben schmeckt! Und damit haben wir eigentlich schon eine ganze Menge über die Rolle des Obstes auf unserem Speisetzettel ausgesagt. Und zwar, daß das Obst ein Genussmittel ist, das, ganz unabhängig von seinem direkten Nährwert-Bedeutung für uns hat.

Die Genussmittel haben in unserer Zeit, wo die Menschen in der Großstadt der Natur ganz entfremdet worden sind, wo sie stets wieder appetitanregender Speisen bedürfen, eine ganz außerordentliche Bedeutung gewonnen. Man kann sagen, daß wir eigentlich dauernd auf der Suche nach Nahrungsmitteln sind, die durch Appetit anregende Eigenschaften ausgezeichnet sind. Die ganze Fleischfrage z. B. kann in ihrer Bedeutung nur erfasst werden, wenn wir die Tatsache berücksichtigen, daß das Fleisch unseren Appetit anregt und daß eben darum in der modernen Großstadt ein großer Bedarf nach billigem Fleisch vorhanden ist. Zu den Nahrungsmitteln nun, die ebenso wie das Fleisch gleichzeitig Genussmittel sind, gehört auch das Obst. Der Gehalt an Pflanzensäuren und an Zucker ist es, der das Obst schmackhaft macht.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß das Interesse weiterer Volkskreise für das Obst im Laufe der nächsten Jahre sehr zunehmen wird. Und es muß die Aufgabe derer sein, die Einsicht genug in diese Verhältnisse haben, dazu beizutragen, daß das Verständnis weitester Volkskreise für die Bedeutung, die dem Obst in unserer Ernährung zukommt, gehoben wird.

Indem das Obst unsere Speisen schmackhafter macht, befördert es die bessere Ausnutzung dieser Speisen. Nehmen wir ein Beispiel. Wenn wir zum Beispiel durch Zwetschen, die wir als Zutat zum Reis genießen, die Reispesche schmackhafter gemacht haben, so haben wir damit in Wirklichkeit mehr von dem Reis in den Kreislauf der Stoffe in unserem Organismus aufgenommen, als wenn wir den Reis allein gegessen hätten. Denn das gut schmeckende Obst hat unseren Appetit angeregt; das heißt es hat sich aus den Verdauungsdrüsen mehr Verdauungsaft ergossen, der nun der Verdauung des Reises zugute kommt. Je mehr und je besser von der gegessenen Speise verdaut wird, desto mehr kann aber von der betreffenden Speise vom Organismus aufgenommen und in seinem Stoffhaushalt verwertet werden. Diese Momente sind es, die dem Obst seine große Bedeutung als Zutat zu allerlei Speisen geben. Eine Hausfrau, die für gutes Obst im Speisetzettel sorgt,

treibt keine unnütze Verschwendung, wie man bei oberflächlicher Betrachtung glauben könnte, sondern sie sorgt mit der Obstbeilage dafür, daß die verabreichten Speisen in möglichst vollkommener Weise vom Organismus ausgenutzt werden.

Die Art, in der uns das Obst als appetitlich-anregendes Mittel auf unserem Speisezettel entgegentritt, ist überaus mannigfaltig. Da ist das Gelee, das uns das Butterbrot zum Morgenkaffee schmackhafter machen soll, die Obstbeigaben zum Fleisch, namentlich wenn das Fleisch schon zur Bereitung einer Suppe gebietet und von seiner Schmachthaftigkeit eingebüßt hat, die Obstbeigaben zu köstlicheren Speisen, zum Beispiel zu Reis und zahlreichen Mehlspeisen, die Kompotte, die im Anschluß an eine Fleischspeise gegeben werden, oder die Obstmusen als Nachspeise. Wie vielgestaltig aber auch im einzelnen die äußere Aufmachung der Obstbeigaben sein mag, stets ist es in letzter Linie die Anregung unseres Appetits, die — wenn auch ganz unbewußt — von der Küche mit ihr erstrebt wird.

Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß die Bedeutung des Obstes auf unserem Speisezettel in Analogie zu der des Fleisches zu stellen ist. Denn das Obst ist eben wie das Fleisch ein wohlgeschmeckendes Nahrungsmittel, d. h. es besitzt einen selbständigen Nährwert, der unabhängig ist von der Bedeutung des Obstes als eines Genußmittels. Greifen wir auch hier wieder zu einem Beispiel. Ein Apfel, von dem vier bis fünf Stück auf ein Pfund gehen, enthält beinahe neun Gramm Zucker, ungefähr so viel, als in zwei großen Stücken Würfelzucker enthalten ist. Dann kommt ja noch der — wenn auch geringe — Eiweißgehalt des Obstes hinzu. Mit zwei bis drei Äpfeln haben wir so viel Zucker aufgenommen, als wir insgesamt Zucker zu unserem Morgenfrühstück brauchen. Namentlich das durch Baden, Kochen und mechanische Verarbeitung veränderte Obst kommt wegen seines Nährwertes in Betracht, weil von so hergestellten Obstspeisen viel mehr vertragen und gegessen werden kann, als von rohem Obst.

Die Bedeutung des Obstes, wenn auch nicht eines jeden Obstes, geht über das bisher Betrachtete noch hinaus. Und zwar kommt manchen Obstsorten eine große Bedeutung als Genußmittel zu, die wir nicht wegen ihrer Beziehungen zum Appetit, sondern wegen ihrer Wirkung auf den Allgemeinzustand unseres Organismus schätzen müssen. Wir haben hier die Wirkungen im Auge, die z. B. dem Alkohol, dem Kaffee und dem Tee zukommen. Diese Mittel wirken anregend (der Alkohol nur zu Beginn) auf unser Nervensystem. Und so beeinflussen diese Mittel unseren ganzen Allgemeinzustand. Das Obst nun enthält keine Stoffe, denen etwa eine ausgeprägte spezielle Wirkung auf das Nervensystem zuläme, aber es hat doch die Fähigkeit, unseren Allgemeinzustand sehr zu beeinflussen und zwar, indem er unseren Durst stillt. Wir wollen hier wieder von einem geläufigen Beispiel, vom Apfel, ausgehen. Ein Apfel, der 100 Gramm wiegt, enthält etwa 85 Gramm oder Kubikzentimeter Wasser. Das ist so ziemlich ein Weinglas voll Wasser. Aber nicht einfach Wasser: es ist veräthertes Wasser, dessen Geschmack noch durch die Pflanzen Säuren, die in allen Pflanzen enthalten sind, verbessert ist. Man denke nur daran, daß wir uns aus dem Saft der Zitrone (= eine Lösung von Zitronensäure) ein durststillendes Getränk herstellen, indem wir den Saft mit Wasser stärker verdünnen und noch mit Zucker versüßen. Wenn wir einen rohen Apfel essen, so nehmen wir in ähnlicher Weise eine Lösung von Äpfelsäure, die durch den im Apfel enthaltenen Zucker versüßt ist, auf. Die durststillende Wirkung ist namentlich bei den sehr saftigen Obstsorten ausgesprochen. So z. B. bei der Apfelsine, bei den besseren Sorten der Birne und beim Pfirsich. Die Zitrone kann nicht roh gegessen werden, leistet aber ausgezeichnet und immer mehr Anerkennung findende Dienste bei der Verdünnung mit Wasser.

Leider wird die Bedeutung des Obstes als eines durststillenden Mittels heute noch viel zu wenig gewürdigt. Zum großen Teil liegt das allerdings daran, daß gutes Obst verhältnismäßig teuer ist, und daß darum die meisten Menschen es vorziehen, ihren Durst mit Hilfe eines Glases Bier zu „lösen“. Man kann sagen, daß heutzutage die ganze Erholungsorganisation (Wirtshäuser, Tanzboden, Ausflugsparke, Vergnügungsolale usw.) ökonomisch auf dem Vertrieb des Alkohols basiert ist. Es ist das ein Punkt, der in der Bekämpfung des Alkoholismus vielleicht doch nicht die gebührende Berücksichtigung erfährt. Würde z. B. der Milch-, Kaffee-, Tee- und Obstvertrieb auch nur annähernd so organisiert sein wie der Alkoholvertrieb, namentlich der Vertrieb des Bieres, so würde dadurch dem Alkoholkonsum ein ganz gewaltiger Abbruch getan werden — zugunsten der anderen Genußmittel, denen nicht die verderbende Wirkung des Alkohols zukommt. Sehr zu begrüßen wäre es, wenn alle Ufernehmungen, die den Vertrieb von Milch und alkoholfreien Getränken („Milchhäuschen“ und ähnliche) auf öffentlichen Plätzen und Straßen vermitteln, auch den Vertrieb guten Obstes übernehmen wollten.

Getwöhlich muß auch beim Genuß von Obst Maß gehalten werden. Ein Ueberfluß ist auch hier dem Organismus schädlich. Aber von chronischen Krankheiten, die etwa durch den Ueberfluß mitbedingt würden, kann gar keine Rede sein. In Betracht kommen ausschließlich akute katarthale Erkrankungen des Verdauungsapparates bei Leuten, die aus anderen Momenten heraus zu Verdauungsstörungen neigen. Aber auch diese katarthale Erkrankungen stellen sich in der Regel nur bei Genuß rohen Obstes, beinahe niemals bei Genuß

von Obstmusen ein. Und noch mehr: dem Obst kommt die Rolle eines ausgezeichneten Mittels bei der Behandlung mancher Verdauungsstörungen zu, so der chronischen Verstopfung. Hier kann der Arzt nicht zur Anwendung stark wirkender Abführmittel greifen, da bei der chronischen Verstopfung ein ziemlich dauernder Gebrauch von Mitteln, die den Stuhlgang befördern, in Betracht kommt. Darum müssen hier schwächer wirkende Mittel benützt werden, z. B. verschiedene Obstsorten, namentlich der Apfel in Form des Muses. Ueberblickt man übrigens den „offiziellen“ Arzneischatz des Arztes, der ihm bei chronischer Verstopfung zur Verfügung steht, so spielen auch hier pflanzliche Stoffe die erste Rolle. Manche von ihnen, zum Beispiel Rhubarber, sind sogar zugleich „Arzneimittel“ und „Hausmittel“.

Alles in allem: wir essen das Obst, weil es uns gut schmeckt und weil es damit die Verdauung und Ausnutzung der Speisen befördert. „Gut geschmeckt — gut verdaunt“ können wir heute mit demselben Recht sagen wie man gut gefaut — gut verdaunt“ zu sagen pflegt. Und außerdem ist das Obst ein Nahrungsmittel, das manchmal einen beträchtlichen Nährwert besitzt. Und ein richtiges Genußmittel, das namentlich wegen seiner durststillenden Wirkung zu schätzen ist. Und schließlich gar ein ausgezeichnetes Mittel zur Bekämpfung der so ungemein verbreiteten chronischen Verstopfung.

A. B i p s c h k u.

Kleines feuilleton.

Aus dem Gebiete der Chemie.

Gasförmiger Kohlenstoff. Der Kohlenstoff ist das einzige Element, das bisher nur in fester Form aus der Natur bekannt gewesen ist, und zwar als schwarze Masse im Graphit und als schöne kostbare Kristalle im Diamant. Alle Versuche, den Kohlenstoff in einen flüssigen oder gasförmigen Zustand überzuführen, sind mißlungen. Wird reiner Kohlenstoff verbrannt, so verflüchtigt er sich nicht als solcher, sondern als Kohlenäure. Es scheint nun aber, als ob die Naturwissenschaft auf den Gebieten der Physik und Chemie jetzt völlig umgewälzt werden soll, nachdem die Radiumforschung die bisherigen Grundlagen der Elemente ins Wanken gebracht hat. Eine überraschende Entdeckung reißt sich an die andere, und so ist jetzt auch der gasförmige Kohlenstoff zur Lausache geworden. Einer der tätigsten und erfolgreichsten Mitarbeiter von Professor Ramsay, Norman Collie, hat jetzt nach einander zwei Vorträge in Gemeinschaft mit Doktor Patterson vor der chemischen Gesellschaft in London gehalten, die unter anderen verblüffenden Neuigkeiten auch diese gebracht haben. Daß ein Stoff, der früher als Element und daher als unzerlegbar gegolten hat, sich in andere Stoffe verwandelt, ist seit einigen Jahren fast zu etwas Gewöhnlichem geworden. So hat denn auch Professor Collie zunächst nachgewiesen, daß die beiden Elemente Helium und Neon aus Wasserstoff erzeugt werden können, wenn man durch dieses Gas eine kräftige elektrische Entladung hindurch leitet. Der Erfolg dieses Experiments ist durch unzählige Wiederholungen völlig sicher gestellt und auch von anderen Forschern bestätigt worden. Eine höchst bedeutsame Ergänzung erfährt nun dieser Vorgang durch die neuesten Versuche. Wenn die elektrische Entladung in einer mit Wasserstoff gefüllten Röhre lange fortgesetzt wird, so nimmt die ursprüngliche Menge von Wasserstoff, wie nach jener Auffklärung zu erwarten ist, stetig ab, weil eben andere Gase entstehen. Es bleibt aber nicht bei der Entwidlung von Helium und Neon, sondern die Forscher haben nun auch ein eigenartiges Gas in den Röhren entdeckt, dessen Spektrum durchaus mit dem des Kohlenstoffs übereinstimmt, also auch für nichts anderes gehalten werden kann. Wird dies Kohlenstoffgas weiterhin in Verbindung mit Quecksilber der elektrischen Entladung ausgesetzt, so verschwindet es vollständig. In dieser Hinsicht und anderen ähnelt es dem rätselhaften Stoff, den zuerst Professor J. J. Thomson entdeckt und mit der Bezeichnung X8 belegt hat.

Um jedes Bedenken auszuschließen, daß etwa die Entstehung von Helium und Neon in den Wasserstoffröhren aus dem Metall der Elektroden herkommen könnte, hat Professor Collie mit seinem Mitarbeiter weitere Experimente mit Röhren ohne Elektroden ausgeführt, und auch in diesem Fall sind durch starke oszillierende Entladungen in einer um die wasserstoffhaltige Röhre gewickelten Drahtspule sowohl Helium als Neon erzielt worden. Damit ist das letzte Bedenken gegen die Zuverlässigkeit des Versuchs beseitigt worden. Ein anderes außerordentliches Ergebnis hat der Physiker bei der Prüfung des Metalls erhalten, das während der elektrischen Entladungen in der Röhre von der Elektrode abgesprungen war. In diesem Metall fand sich immer ein Stoff, der scheinbar Schwefel war. Bei der Auflösung in Säure nämlich gaben die verschiedenen für die Elektroden benutzten Metalle, und zwar Kupfer, Magnesium, Platin und Palladium mit einer Lösung von Bariumchlorid einen weißen Niederschlag. Nunmehr sind also als Verwandlungsprodukte des Wasserstoffes schon vier andere Elemente nachgewiesen worden, und zwar außer Helium und Neon auch ein gasförmiger Kohlenstoff und Schwefel. Da die größte Sorgfalt darauf verwandt worden ist, diese vier Elemente nicht etwa vor Beginn des Experiments in die Röhre gelangen zu lassen, so kann ihr späteres Erscheinen vorläufig nicht anders als durch die Verwandlung des Wasserstoffes erklärt werden.